

[s.n.]

Autor(en): **Stauber, Jules**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **109 (1983)**

Heft 21

PDF erstellt am: **03.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ilse Frank

Aufhalt-samer Niedergang

O Jammer und Elend: Ich fürchte, ich bin dumm. «Dumm geboren und nichts dazugelernt» – so lautet wohl der Spruch, der den Kern meiner Existenz trifft. Jedenfalls schwant mir Unheil. Und das, weil ich mich beim besten Willen nicht mehr erinnere: Wie, zum Kuckuck, wurde ich einst unterrichtet? In Mundart? Auf hochdeutsch? Als ältere Schülerin bestimmt mit Worten, die Dichter und Denker wählen. In der Schriftsprache also. Aber vorher? Was tat die Erst- und Zweitklasslehrerin?

Wenn ich an unser Fräulein Zumstein denke, wandelt eine mütterlich liebe, verständnisvolle, kluge Frau durch meine Vorstellungswelt. Aber wie sie das zu vermittelnde Wissen formuliert, höre ich trotz intensiven Lauschens nicht. Dabei prägen doch die Eindrücke, die ein Kind gewinnt, sein ganzes Leben. Und

was Ilschen nicht lernt, lernt Ilse nimmermehr.

Pech. Grosses Pech. Denn da musste ich nun, als reife Frau, buchstabieren: Der Dialekt bedroht unsere Kultur! Jawohl: Ein Professor, der an der Universität Basel über deutsche Literatur referiert, machte via Tageszeitung auf die Gefahr aufmerksam, in der naive Eidgenossen schweben: Eines Tages werden sie samt ihren diversen Dialekten aus dem deutschen Kulturraum fallen, die Leute aus Hannover oder Wuppertal nicht mehr verstehen – und von keinem verstanden werden, dem das Alemannische spanisch vorkommt.

Wer nun glaubt, die Stunde des Unheils liege in weiter Ferne, irrt sich gewaltig: Die Zukunft des Niedergangs hat schon begonnen, stellt der besorgte Dozent fest. Schüler, Lehrlinge, Studenten werden manchenorts mit heimatischen Klängen berieselt, beschwätzt. Von der Bühnensprache geht nie die Rede. Was Wunder, wenn Legionen von Bedauernswerten kein Kapitel mehr lesen wollen oder, weit schlimmer: können?

Begegne keiner dem Mahner mit Argumenten wie demjenigen, dass heute eine Minderheit gepflegte Druckzeilen verschlinge,

weil die Mehrheit lieber Fernsehflitter konsumiere. Das mag zwar teilweise stimmen, entscheidend aber ist, dass die helvetischen Bild- und Tonstudios kaum etwas für die Bildung der Bürger tun. Im Gegenteil: Mit Dialektsendungen machen sie Konzessionen an den Publikumsgeschmack. Dabei fiele ihnen die edle Aufgabe zu, als Retter zu wirken, als Bewahrer hoch deutschen Bildungsguts. Statt dessen verderben sie sogar den französisch-beziehungsweise italienischsprachigen Miteidgenossen die Freude an etlichen Emissionen. Wenn das so weitergeht, klagt der Professor vom Rheinknie, müssen sich Welsche und Tessiner mit Zürichern, Bernern oder Luzernern englisch verständigen. – Das Ende vom Ende naht!

Vermutlich bin ich schwer unterbelichtet. Jedenfalls frage ich mich, was der Gelehrte gegen die modernisierte Sprache Shakespeares einzuwenden hat. Mehr noch rätsle ich daran herum, weshalb er die Schreibe Goethes, Schillers, Kleists offenbar der Kultur zuordnet, die Lyrik Ernst Eggimanns, Kurt Martis, Ernst Burrens jedoch mit keiner Silbe erwähnt. Verachtet er diese Poesie? Und: Welchen Wert hat für ihn Kultur, die sich nicht auf

Wörter gründet? Musik? Bildende Kunst? – Darüber schweigt des Lehrers Beflissenheit. Ist er auf sein «Fach» fixiert? Beschränkt?

Das würde ich tief bedauern. Denn bestimmt lassen sich viele durch seine Ausführungen verunsichern. Mich haben sie, beispielsweise, innerlich gespalten. Zuerst empörte ich mich generell darüber. Später forschte ich nach einem Wahrheitsfünkeln. Und, eben, nach meiner schulischen Vergangenheit. Mein Geist litt Qualen. Wollte sich durch die Lektüre eines guten Schweizer Romans bestätigen.

Ich las, las, kaute Seite um Seite, bis mir ein Ausdruck in den falschen Hals geriet: Da sass bei Radio DRS tatsächlich ein «Rundfunkredakteur» – namens Knuchel! Ich hustete einmal kurz, hustete ein zweites Mal länger, wollte den Redakteur nicht schlucken und schwor bei Gott, das Buch fliege aus dem geschlossenen Fenster, sobald mir der Autor den berüchtigten «Gehsteig» beschere. Nach einer halben Woche kam mir das urdeutsche Trottoir vor Augen.

Noch sind alle Scheiben meines Wohnzimmers ganz: Trotz des Gelöbnisses lese ich weiter.

Das hat mit seinem Unken der Germanist getan.

Die gelbe Gefahr

Ich habe nichts gegen Löwenzahn. Im Gegenteil, die frischgelben Blumenkörbchen sind mir direkt sympathisch. Und den herben Löwenzahnsalat ziehe ich jedem andern Grünzeug vor.

Nun hat aber irgend jemand irgendwann und irgendwo dekretiert, Löwenzahn im Rasen sei ein Unkraut und müsse mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden.

Meine Frau ist bedingungslose Anhängerin dieser Theorie. Wenn ich also Frieden im Hause haben will, muss ich meinen Rasen von Löwenzahn freihalten. Zu diesem Zwecke bewaffne ich mich jeden Frühling mit einem alten Militärmesser, und wo in meiner Grünfläche ein zackiges Blatt erscheint, steche ich erbarmungslos zu.

Statt mich jeden Tag am Anblick meines Gartens zu erfreuen, schiele ich argwöhnisch nach gelben Punkten in der Rasenfläche. Ein Psychologe würde bei mir eine Löwenzahnneurose diagnostizieren. Mein Nachbar zur Linken hat für mein Leiden nicht das

geringste Verständnis. Er lässt den Löwenzahn blühen und gedeihen. Im April gleicht sein Rasen einem frischen Eiertätsch. Wenn sich dann einige Zeit später die Blüten in wollige Knäuel verwandeln, treibt die leichteste Brise Myriaden von Löwenzahn-samen auf flockigen Flügeln in mein Revier. Verglichen mit einem Kampf gegen diese Invasion, ist das Füllen des Fasses der Danaiden ein Kinderspiel. Mit verbissener Wut und schmerzdem Rücken streife ich durch mein Geviert und suche das tückische Kraut zu meistern.

Mein Nachbar zur Rechten, der für einen Chemiekonzern reist, riet mir zu Rasendünger mit Unkrautvertilger. Da mir aber davor graut, Gift ins Grundwasser zu spritzen, liess ich es bleiben.

Mein Ratgeber spritzte mit Unkrautvertilger. Die Wirkung war verblüffend. Allmählich wurden alle seine Ziersträucher gelb und gingen ein. Sein Löwenzahn aber blüht prächtiger denn je.

Was soll ich nun tun? Meine

